

Predigt in der Hoffnungsgemeinde am 28.09.2008

Jesus Christus spricht: ich lebe und ihr sollt auch leben

Die Jahreslosung „Jesus Christus spricht: ich lebe und ihr sollt auch leben“ regt natürlich zu Interpretationen an. Ich habe Euch das Leben geschenkt, nehmt dieses Geschenk an und lebt! So deute ich diesen Satz. Vielleicht kann man ihn sogar so interpretieren, dass Jesus uns auffordert, nicht nur auf das Jenseits hinzu leben, sondern intensiv und bewusst das Diesseits wahrzunehmen, das irdische Leben ernst zu nehmen und auch Freude zu haben an diesem Leben. Dies stünde beinahe in einem nicht geringen Widerspruch zu dem Vorwurf, dem sich die Kirche seit dem 18. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Aufklärung, ausgesetzt sieht, nämlich das darbende Volk ruhig zu halten mit dem Hinweis, dass die, die auf Erden die letzten sind, im Himmel die ersten sein werden.

Dieser Vorwurf ist nicht von Karl Marx erstmalig formuliert worden, Voltaire, der große Aufklärer zur Zeit Friedrichs des Großen sagte zu dem Thema „Leben“: „Ich weiß nicht, was das sein mag, das ewige Leben. Aber dieses hier, das diesseitige, ist ein schlechter Scherz.“ Heinrich Heine dichtete ein gutes halbes Jahrhundert später sein berühmtes „Deutschland – ein Wintermärchen“. Darin beschreibt er im Jahr 1844 seine Reise von Paris nach Deutschland im trüben Monat November, und darin kommt der beinahe frühsozialistische Vers vor:

„Ein neues Lied, ein besseres Lied, o Freunde, will ich Euch dichten!
Wir wollen hier auf Erden schon das Himmelreich errichten.
Wir wollen auf Erden glücklich sein, Und wollen nicht mehr darben;
Verschlemmen soll nicht der faule Bauch was fleißige Hände
erwarben.“

Ich lebe, Ihr sollt auch leben. Vielleicht besteht ja zwischen dieser Aufforderung von Jesus Christus und den Äußerungen von Voltaire und Heinrich Heine ein stärkerer Zusammenhang als wir im ersten Moment annehmen. Ich sehe den Zusammenhang zwischen Jesus und den Aufklärern des 18. Jahrhunderts und den Frühsozialisten des 19. Jahrhunderts darin, dass sie uns Menschen auffordern, unser Leben anzunehmen und bewusst zu leben, das Himmelreich schon auf Erden zu errichten oder zumindest sich dafür einzusetzen.

Nun kann man aus der Sicht von heute mit dem Wissen um den weiteren Fortgang der Geschichte vor allem im 20. Jahrhundert mit Fug und Recht sagen: Misstraut allen denen, die das Paradies auf Erden versprechen und denen, die behaupten zu wissen, wie man dieses Paradies errichtet. Alle Ideologen, die im Besitz der Wahrheit waren und dafür alle diejenigen, die das anzweifelten, einsperrten oder umbrachten, haben genau das Gegenteil von dem erreicht, was sie versprochen haben.

Man kann den Wert dieser Ideologie auch ganz leicht an ihrem Umgang mit der Religion erkennen. Herrscht Toleranz, Meinungsfreiheit und das Recht der Religionsausübung nach eigener facon, wie es Friedrich der Große ausdrückte, oder erleben wir einen zivilisatorischen Rückschritt hinter die Aufklärung zurück, wie dies unsere Diktaturen in Deutschland vorführten?

„Das Himmelreich auf Erden errichten“, heißt also nicht, dieses zu versprechen, sondern sein eigenes Leben und sich selbst anzunehmen und seine Mitmenschen so zu behandeln, wie man gerne selbst behandelt werden möchte. So ungefähr hat der große Philosoph Immanuel Kant das Grundgesetz des menschlichen Lebens formuliert. Wenn diese Kultur des Miteinanderlebens allgemein vorherrschen würde, dann wären wir schon ein gutes Stück auf dem Weg, das Himmelreich auf Erden zu schaffen, vorangekommen. „Was Du nicht willst, das man Dir tut, das füg auch keinem anderen zu.“ Diese Maxime eines toleranten, rücksichtsvollen Umgangs, man kann dies auch kultiviert nennen, sollte wie selbstverständlich die Maxime unseres Handelns sein.

Jesus ist das menschengewordene Beispiel für diese Haltung. Kultur heißt für mich also zu allererst, diesen Umgang mit anderen Menschen – und zwar unterschiedslos – zu lernen und auszuüben. Der Begriff „Kultur“ kommt vom lateinischen „cultura“ und meint „Bebauung“ oder „Ausbildung“. Der Begriff „Bebauung“ bezieht sich dabei auf die Bestellung der Erde. Der Begriff „Ausbildung“, so jedenfalls interpretiere ich es, meint nicht Schulbildung, sondern das, was man als Herzensbildung bezeichnet und die sich daraus ergebende Geistesverfassung und Werteeinstellung.

Erst auf dieser Grundlage kann Kultur in dem Sinne gedeihen, wie wir den Begriff gemeinhin verstehen, als Ausdruck menschlicher Kreativität, als einen Raum, den wir individuell oder mit vielen anderen betreten, in dem es nicht um den täglichen Existenzkampf und schon gar nicht ums Geld verdienen geht, sondern um einen Bereich, in dem unsere

Gedanken und Gefühle spazieren gehen und unsere Phantasie beflügelt wird. Und wo wir die immer wieder faszinierende Erfahrung machen, mit unseren Gedanken und Gefühlen nicht allein zu sein, sondern diese mit anderen Menschen zu teilen.

Kommt es mir nur so vor oder leben wir in dem Moment, in dem wir miteinander musizieren, Sport treiben, diskutieren oder Theater spielen oder dieses als Zuschauer miterleben, besonders intensiv? Warum sind Museen in unseren Tagen so populär und gut besucht wie nie zuvor? Ist es nur die Kunst, die uns in die Museen gehen lässt oder nicht auch das Erleben von Kunst, Kultur und Geschichte mit anderen zusammen, was uns das Gefühl gibt, dem Geheimnis unserer menschlichen Gesellschaft, dem Geheimnis des Lebens näher zu kommen und von einem Hauch der Erkenntnis gestreift zu werden, was unsere Welt im Inneren zusammen hält, und damit ganz nahe bei sich zu sein? Auch wenn ich mich fast scheue, in einer Kirche dies zu sagen, aber Museen werden inzwischen auch als die Kathedralen des 21. Jahrhunderts bezeichnet.

Kultur, und zu diesem Oberbegriff zählen wir auch die Kirchen, leistet für das Zusammenleben der Menschen unverzichtbar viel. Es reicht uns nicht, genügend Essen zu haben und unsere Wohnungen im Winter warm zu bekommen, was allerdings manchmal schon schwer fällt. Auch und gerade in den nach unseren Begriffen materiell ärmsten Ländern und Stämmen in Südamerika, Afrika oder in der Südsee sind es die Riten, die gemeinsamen Feste und das gemeinsame Beten, was diese Gesellschaften zusammenhält. Und es scheint nicht so zu sein, als ob die Menschen aus diesen Kulturen weniger fröhlich und lebenszugewandt seien als wir, ganz im Gegenteil.

Wir leben gegenwärtig in den Industrieländern im Zeitalter der Individualisierung der Lebensverhältnisse und Lebensstile. Ich bin im übrigen davon überzeugt, dass dieser seit dem 19. Jahrhundert zu beobachtende gesellschaftliche Grundzug auch dazu beigetragen hat, den Sozialismus/Kommunismus mit seinem verordneten Kollektivismus zu Fall zu bringen. Wie aber in vielen elementaren Fragen des Lebens kommt es auch hier auf die Mischung an. Der Mensch ist einerseits nicht nur auf sich bezogen und möchte auf der anderen Seite nicht nur als ein Teil der Masse sich definieren und wahrgenommen werden. Er findet seine Erfüllung auch in der Gemeinschaft und in der Kultur, die Gemeinschaft stiftet, ist aber auch ein unverwechselbares Einzelwesen.

Als unsere Kinder in dem Alter waren, in dem man ihnen vorliest, haben wir unter anderem gerne die Geschichte „Frederick“ von Leo Lionni vorgelesen. Die Geschichte handelt von einer Familie von Feldmäusen, die im Herbst beginnt, Körner, Nüsse, Weizen und Stroh für den nahen Winter zu sammeln. Alle Mäuse – bis auf eine - arbeiteten Tag und Nacht, nämlich Frederick. Gefragt von den anderen, warum er nicht arbeite, antwortete dieser, er arbeite doch. Für die anderen sah es so aus, als ob er nur dasäße, träume und vor sich hinstarren würde. Frederick antwortete, er sammle Sonnenstrahlen, Farben und Wörter für viele lange Wintertage. Nun kam der Winter mit viel Schnee, in den achtziger Jahren gab es das noch, wenn Sie sich erinnern. Zunächst gab es noch viel zu essen und vom zurückliegenden Sommer zu erzählen. Als der Winter aber immer länger wurde, das Essen weniger und die Geschichten vom letzten Sommer alle erzählt waren, wurde es kalt und still zwischen den Steinen der alten Mauer, in der die Mäusefamilie wohnte. Dann fiel ihnen plötzlich Frederick ein, der Sonnenstrahlen,

Farben und Wörter gesammelt hatte, und sie fragten nach seinen Vorräten.

Und Frederick begann von der Sonne zu erzählen, sie machten die Augen zu, und es wurde ihnen auf einmal viel wärmer. Und Frederick erzählte von Farben und sie sahen mitten im grauen Winter die Farben von blauen Kornblumen, roten Mohnblumen und grünen Blättern.

Schließlich fragten sie Frederick nach seinen Wörtern. Und Frederick räusperte sich und erzählte die Geschichte von den vier Jahreszeiten und ihren Vorzügen. Frühling, Sommer, Herbst und Winter sind vier Jahreszeiten. Keine weniger und keine mehr. Vier verschiedene Fröhlichkeiten. Und so kamen sie als Familie gut durch den Winter und konnten ihm sogar etwas abgewinnen.

Ohne Gemeinschaft, ohne Kultur wird es kalt und still zwischen den Menschen, unabhängig davon, wie reich oder arm diese Gesellschaft im materiellen Sinne auch ist. Und Kultur ist genauso wichtig wie Essen und Trinken und mit einem Dach über dem Kopf versorgt sein. Das will uns diese Geschichte lehren.

Kultur hat erst einmal gar nichts mit der Frage von Reichtum zu tun. Kultur erwächst in unseren Herzen und unserer Phantasie. Die Welt, die wir in unseren Köpfen tragen und uns vorstellen, ja, in gewisser Weise erschaffen, hängt von unserer inneren Kraft ab. Mensch sein heißt auch, anderen nicht ihre Würde zu nehmen und sich selbst die Würde niemals nehmen zu lassen. Die Verfassung der Bundesrepublik Deutschland beginnt mit dem Satz: „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“ Ich würde noch hinzufügen: Sie zu achten und zu schützen ist auch Verpflichtung aller Menschen ohne Ansehen der Person.

Hier sind wir auch ganz nahe bei den Fundamenten des christlichen Glaubens. Jesus sagt: „Wahrlich, ich sage Euch, insofern ihr es getan habt einem dieser meiner geringsten Brüder, habt ihr es mir getan.“

Dieses zu berücksichtigen, ist schwierig in einer Gesellschaft, die Anerkennung offenbar vor allem von beruflichem Erfolg und materiellem Reichtum abhängig macht und das untere Drittel der Gesellschaft zu vergessen scheint. Die im Schatten sieht man nicht.

Die Kultur in einer Gesellschaft, die Qualität einer Gesellschaft, bemisst sich gerade an der Frage, wie mit den Schwachen und Benachteiligten in der Gesellschaft umgegangen wird, und dies ist nicht nur eine Frage staatlicher Fürsorge, es ist natürlich eine Frage, die sich jeder einzelne stellen muss. Der Maßstab, wie wir miteinander umgehen, muss in uns selbst und unserem Gewissen liegen, keiner kann sich hier herausreden.

Jesus war nach unseren Maßstäben bettelarm, es reichte gerade für das Nötigste. Er hat sich aber bis zum bitteren Ende auf dieser Erde nicht seine Würde nehmen lassen und seine Kraft. Er ist nicht nur stellvertretend für uns gestorben, sondern er hat auch für uns gelebt. Egal, was wir heute darstellen, wie viel Reichtum wir besitzen, das Wesentliche, das Elementare, spielt sich in uns und in unseren Beziehungen zu anderen Menschen ab.

Am Morgen nach dem Tod Martin Luthers fand man sechs Worte auf seinem Schreibpult, die letzten sechs Worte des großen Reformators, die er in der Nacht seines Todes zu Papier gebracht hat. Er schloss sein gigantisches Lebenswerk ab mit dem Satz: „Wir sind Bettler, das ist wahr.“

Wir bedürfen vom ersten bis zum letzten Atemzug der Zuwendung, wir stehen am Ende nackt vor Gott, der Tod macht alle Menschen gleich.

„Wir sind Bettler, das ist wahr.“ Dieser beeindruckende Satz greift auch auf, worüber wir gerade gesprochen haben. Unsere Würde, unsere Mitmenschlichkeit, unsere kulturelle Kraft, all das hängt nicht vom materiellen Reichtum ab. Freilich wäre es realitätsfern, wenn wir nicht erkennen würden, dass der Zugang zu dem kulturellen Reichtum unseres Landes genauso wenig gleichmäßig verteilt ist wie die Lebenschancen für junge Menschen gleich sind. Wer mit sehr wenig Geld auskommen muss, wer trotz intensivster Bemühungen keine Arbeit findet und daher glauben könnte, unsere Gesellschaft benötigt ihn nicht mehr, wird vielleicht auch irgendwann seine Kreativität und Fantasie der Gesellschaft nicht mehr zur Verfügung stellen, und man kann es ihm nicht verdenken. Ich wünsche denen, die sich so in die Ecke gestellt fühlen, dass sie nicht in diese Resignation verfallen.

Wir arbeiten im Museum mit sehr vielen Menschen zusammen, die nicht viel Geld besitzen und teilweise seit Jahren ihre Arbeit verloren haben und mit Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen oder ähnlichem sich über Wasser halten. Ich freue mich immer wieder darüber, wie viel schöpferische Kraft und Energie trotzdem in diesen Menschen steckt, die nicht resigniert haben, sondern ihre ganze Persönlichkeit in die Arbeit mit jungen Menschen stecken oder in anderer Form sich einbringen. Wir im Museum profitieren ebenfalls davon und damit die ganze Stadt, und sie selber auch. Es ist, so glaube ich, nicht übertrieben zu sagen, dass die kulturelle Arbeit mit dem Museum zu einem wesentlichen Bestandteil des Lebens dieser Menschen geworden ist. Und es gibt viele andere Kulturinstitutionen oder soziokulturelle Einrichtungen, für die ähnliches

gilt. Jeder Mensch wird gebraucht, und es gibt noch viel unerledigte Arbeit, auch im Kulturbereich, für die neben Geld vor allem interessierte Menschen wichtig sind, die sich hier einbringen wollen.

Der christliche Glaube, der uns ja auch immer das Gute im Menschen suchen lässt, gibt uns Zuversicht, Mut und hält Verzweiflung in Grenzen, macht Menschen stark. Er bereichert das Leben und die Kultur unserer menschlichen Gesellschaft. Hierbei ist für mich immer wieder der Rückgriff auf die Ideen und Taten von Jesus Christus wichtig, der Blick in die Bibel, das Buch der Bücher.

Wer sein Leben lang neugierig und wissensdurstig bleibt und seine Zuversicht und Hoffnung nicht verliert, wer nie vergisst, dass er ein Mensch ist und dass jedes menschliche Leben auf der Erde endlich ist, wer die Kräfte erkunden will, die unsere Welt zusammenhalten, wer die Gabe besitzt, die Sonnenstrahlen zu sammeln und den Mitmenschen davon abzugeben – und diese Gabe hat im Grunde jeder auf seine Weise – der wird ein erfülltes Leben haben, den hat Jesus gemeint, als er sagte: Ich lebe und Ihr sollt auch leben.